

# BÜCHER ÜBER DIE BALKANREGION

Rupert Neudeck

## Schuld und Sühne?

Bei den Römern hieß es, die Weisheit bestehe darin: *nosse optimos libros*. Diese Weisheit bedeutete, die besten, nicht die dicksten Bücher zu kennen und zu lesen. Deshalb ist es interessant, zu Anfang drei kleine Bände vorzustellen, die uns in schmalen Format einen zum Zerbersten eindringlichen Zugang zum Balkan geben.

■ Ismail Kadare,  
*Il a fallu ce deuil pour se  
retrouver*, Paris: Fayard 2000.

Das eine ist gerade in Paris bei Fayard erschienen und trägt den fast theologischen Titel *Il a fallu ce deuil pour se retrouver*; „Es hat dieser Trauer bedurft, um sich wiederzufinden“, Untertitel: *Tagebuch aus dem Kosovo-Krieg*. Es ist das Buch des größten Schriftstellers der Albaner, dessen Nationalismus und Eitelkeit ihn aber hindern, jetzt eine Rolle als Pater Patriae zu spielen, die er wohl gern ausfüllen würde.

Man kann das Buch als eine wichtige Chronik der Ereignisse lesen. Aber zugleich auch als ein Dokument des Krankheitszustandes der albanischen Intellektuellen und Politiker. Darin sind sie sich alle gleich: Sie haben mit dem Volk außerhalb der Haupt-Städte, mit den Bauern in den Dörfern und Flecken nichts zu tun. Ist der gewählte Präsident der Kosovo-Albaner, Ibrahim Rugova, in der Zeit um 1998 einen halben Tag bei seinen Flüchtlingen im Walde gewesen, im ersten Kosovo-Krieg 1998, als die serbische Artillerie und Spezialpolizei schon säubernd und zerstörend durch das Land zog und über 420 Dörfer verwüstete? Ist Ismail Kadare je in dem Dreck und Schlamm, den von Kot und Urin gesättigten Flüchtlingslagern in Mazedonien (Stenkovac, Neprostone, Ciglane) oder Albanien (Kukes) gewesen? Nein, die großen Leute

der albanischen Literatur und/oder Publizistik wie der im Kosovo haben wenig mit der Not und dem Fleiß der Mehrheit der Bevölkerung zu tun.

Das ist auch der Grund, weshalb zwei wesentliche Positionen des Buches von Ismail Kadare missverständlich sind. Die Nähe von Ismail Kadare zur UCK, also zu Befreiungsarmee des Kosovo, ist ebenfalls intellektuellen Ursprungs. Er hat ja niemals miterlebt (wie der Autor dieser Zeilen), wie hart am Rande des Verbrechens die Taktik der UCK im Kriege gewesen ist. Diese Befreiungsarmee hat so gut wie nie befreit, hat aber ganze Dorf- und Stadtbevölkerungen im Falle des realen Angriffs serbischer Truppen im Stich gelassen.

Das weiß der Schriftsteller nicht, der am Rande der Konferenz von Rambouillet ein gefragter Gesprächspartner von Fernseh- und Radiokanälen in der ganzen Welt war. Er will die Frage nicht beantworten, ob denn die Albaner wiedervereinigt werden sollen oder in den verschiedenen Territorien (Republik Albanien, Mazedonien, Kosovo) frei werden wollen.

Wie eitel sich solche Geistesheroen selbst bespiegeln, wird in den vielen Eintragungen der Dinners und Soupers deutlich, zu denen er, Kadare, geladen ist. Er speist mit Mitterand wie mit Jacques Chirac, er trifft den österreichischen Kollegen Peter Handke im Exil in Paris, dessen Wendung zur Apologie in den Büchern er aufdeckt, in denen Handke die Verteidigung der Sache Serbiens ohne Wenn und Aber übernimmt. Handke habe ihm beim Essen gesagt, er sei früher auch schon mal bekannter gewesen.

Das Urteil von Winston Churchill, der Balkan kranke an einer Überfütterung mit Geschichte, wird auch durch dieses Tagebuch von Kadare verifiziert. Dennoch ist es das Verdienst des Schriftstellers Kadare, seinem Volk trotz und gegen alle aufgeführten Schwächen die Treue gehalten zu haben. Das wird in den Dokumenten, den drei Briefen, die er schon am 11., 12. und 13. September 1991 – fast prophetisch die Katastrophe des Kosovo-Krieges und der Massenvertreibung vorausahnend – an die Präsidenten von Frankreich, Francois Mitterand, der USA, George Bush, und der Tschechoslowakei, Vaclav Havel, geschrieben hat, deutlich. In dem Runden-Tisch-Gespräch mit dem serbische Schriftsteller Vidosav Stevanovic kurz nach der rauschhaften Rückkehr der

800 000 Kosovo-Albaner in ihren Kosovo wird deutlich, dass es doch die Versöhnung gibt. Kadare: „Sagen Sie mir, Vidosav, was stört sie an dem albanischen Nationalismus ganz besonders?“

Vidosav Stevanovic antwortet: „Ich kenne den albanischen Nationalismus, aber ich geniere mich seiner nicht. Wessen ich mich schäme, ist der serbische Nationalismus“.

■ Beqe Cufaj, *Kosova. Rückkehr in ein verwüstetes Land*, Wien-München: Zsolnay Verlag 2000, 127 S.

Ein zweites Buch, noch schmalbrüstiger, gibt uns ein frisches und originelles Bild des Kosovo während des Kriegs und danach. Den jungen 30-jährigen Journalisten Beqe Cufaj kannten wir aus den Tagen vor dem Krieg, als er in Bonn als Korrespondent der bedeutendsten kosovo-albanischen Zeitung *Koha Ditore* herumwirbelte. Er hat jetzt unter dem lapidaren Titel *Kosova* geradezu einen literarisch-politischen Traktat vorgelegt – zu der geographischen Entität, der ethnischen Identität und der vertrackten Geopolitik dessen, was wir serbisch Kosovo und albanisch Kosova nennen.

Beqe Cufaj berichtet, ohne Vorwürfe zu erheben. Er beschreibt die Rückkehr in seinen geliebten Kosovo, ohne gleich alle Schuldigen ausfindig zu machen.

Zwischendurch habe ich als Leser den Drang, dem jungen Journalisten und Schriftsteller Beqe Cufaj zuzurufen, er soll doch jetzt zu diesem Rugova gehen und ihn zur Rede stellen. Doch dann merke ich: Das ist unsere deutsche Methode. Hart zur Rede stellen, an den Pranger der Medien. Was nun, Ibrahim Rugova? Oder: was nun, Herr Thaci (das ist der junge, alerte Chef der berüchtigten UCK)? Oder, was nun Monsieur Bernard Kouchner (Kouchner wurde von Kofi Annan Ende Juli 1999 zum Chef der UNO-Übergangsverwaltung im Kosovo ernannt)?

Aber das wird noch eine Generation dauern, dafür bebt in den Herzen der Kosovaren immer noch zu viel von den Verbrechen nach, die an ihnen begangen worden sind. Beqe CUFAJ war in der Zeit vor der Befreiung des Kosovo in Bonn, als dieses noch die deutsche Hauptstadt war. Dann ging er wie fast alle Kosovaren in den Kosovo, jetzt frei zugänglich dank der NATO und der KFOR. Er wurde Interviewer in dem von der UNO-Verwaltung eingerichteten Zwei-Stunden-Fernsehen, führte dreimal die Woche Interviews mit Kosovarischen Persönlichkeiten durch – wurde berühmt durch freche Fragen. Solche Frech-

heit hatte man im Kosovo noch nie gehört. Doch die Jagd auf Serben und Roma, die Macht der drei Prozent UCKisten, das Verbot der serbischen Sprache, die Häuser- und Kirchenbrände, angestiftet durch die UCK – das alles enttäuschte den jungen Autor. Beqe Cufaj ging nach Deutschland zurück, als erneut akkreditierter Korrespondent der Zeitung *Koha Ditore* und als Schriftsteller.

Er hat eine Methode des phänomenologischen Schreibens und Berichtens für sein Buch gefunden, die man bewundert, weil sie dem ‚Gegenstand‘ Kosovo so angemessen ist. So beschreibt er die deutsche Journalistin E. (Kapitel „Ballade von E.“). Der Staat, aus dem E. kommt, hat Bomben auf Serbien geworfen, um, wie sie sagt, der Gewalt und der Verletzung von Menschenrechten in Europa Einhalt zu gebieten. Und um ein Problem globalen Ausmaßes zu lösen. „Wie, Kosova mit seinen zwei Millionen Menschen soll von solch globaler Bedeutung sein? Ja, so hat sie von albanischen Politikern und Intellektuellen gehört. Und E. ereifert sich, verwünscht den Westen, der sich für diese Irren eingesetzt hat, die wahnsinnigen Serben, die unfähig waren, Kosova zu halten, die ganze Region, die geschwängert ist mit Hass und Leidenschaft.“

Beqe Cufajs Buch ist so wertvoll, weil er dem Aktualitätsterror unserer Medien die Gefolgschaft verweigert. Gewiss, es geschehen jetzt den Serben und Roma schlimme Dinge. Aber können wir so schnell über die Massengräber hinweghuschen und zur Tagesordnung der UNMIK gehen? Wir können nicht.

Der Autor fährt mit seinen anonymen Freunden von Djakovice – der Stadt, in der Tausende ermordet wurden und Tausende noch verschwunden sind, zurück nach Prishtina. Er nimmt den Weg über Malisheva (albanische Version von serbisch Malisevo). Er wird in seinem Auto am Ortseingang von Malisheva von russischen Soldaten angehalten, die unten auf der Straße die Autos kontrollieren.

Beqe Cufaj: „Mein Schriftstellerfreund fragt einen Russen, ob er in seinem Heimatland einen Freund von ihm kenne, einen gewissen Dostojewskij. Der russische Soldat: „Der Verfasser von *Schuld und Sühne*“?

Mein Freund bejaht und fügt in fließendem Serbisch hinzu, auch hier habe es viel Schuld gegeben, aber mit Sühne sei wohl kaum zu rechnen.“

Beqe Cufaj benennt lapidar die zwei Dinge, über die die Kosovaren immer noch keine Aufklärung haben und vielleicht noch nicht haben wollen.

„Das eine sind Rugovas Treffen mit Milosevic. Das andere betrifft die schwere Verantwortung, die eine UCK auf sich lud, die erst klingend als Befreier in kosovarische Dörfer einzog, um sich dann schnell in die Berge abzusetzen. Das – vielsagende – Schweigen wird eines Tages als Bumerang auf die Verursacher zurückkommen.“

Es braucht gerade mal zwei Stunden, dieses Büchlein zu lesen. Wenn sich Joschka Fischer oder Rudolf Scharping oder Tom Königs (Stellvertreter Kouchners im Kosovo) oder Wolfgang Ischinger (Staatssekretär im Berliner Auswärtigen Amt) diese zwei Stunden Zeit nehmen würden, wäre schon viel gewonnen. Joschka Fischer hat jüngst bei seinem sündhaft kurzen Besuch im Kosovo (Ankunft: 12 Uhr mittags, Abflug: 16 Uhr) wenigstens eine Konsequenz öffentlich gefordert: Die Serben müssen die Kosovo-Albaner für die Massaker und die Massenvertreibung von einer Million Menschen um Verzeihung bitten.

■ Dzevad Karahasan,  
*Sara und Serafina*, Berlin:  
Rowohlt Verlag 2000, 191 S.

Nicht ganz in diese Reihe gehört der Roman von Dzevad Karahasan, *Sara und Serafina*. Der zweifellos bedeutendste zeitgenössische Erzähler Bosniens schreibt sich seine eigenen Qualen und Schuldgefühle von der Seele, die alle Intellektuellen haben sollten, die so schnell dem Los des gemeinen Volkes entschwenden und sich im Stipendium der Villa Massimo oder Oxfords, des Literarischen Colloquiums in Berlin oder sonstwo in der warmen bequemen Luxuswelt des Westens aufhalten. Mit Hilfe gefälschter Taufdokumente soll im Bosnischen Kriege Sara aus dem belagerten Sarajevo herausgeholt werden. Die Aktion scheitert. Aber auf dem Wege dieses Romans erfährt der zeitgenössisch und politisch neugierige Leser unendlich viel über Sarajevo, dieses Kleinod des Balkans.

Der zeithistorisch angelegte Roman betört durch eine wunderbare Sprache: „Es war einer jener hellen Tage, die man erlebt haben muss, um zu begreifen, wie es möglich ist, dass jemand Sarajevo schön finden und sogar lieben kann“. Und der Emigrant Karahasan, der den Weg in seine Heimat ebensowenig zurückgefunden hat wie Ismail Kadare den von Paris nach

Tirana – fügt in Klammern hinzu: „Nirgendwo sonst habe ich so einen Tag erlebt, und ich frage mich, ob er anderswo überhaupt möglich wäre, das heißt, ob es noch sonst irgendwo diese besondere Konstellation gibt – von der trockenen Luft über die Konfiguration der Berge bis zum Einfallswinkel der Sonnenstrahlen und den Farben des Bodens und der Vegetation – Dieses zu erleben lohnt sich, wegen eines solchen Tages lohnt es, einen Teil seines Lebens in Sarajevo zu verbringen.“

Werner van Gent hat ein Reportagebuch im Rotpunktverlag Zürich herausgebracht, das durch die ausgeruhte Schreibweise und eine luzide Sprache beeindruckt. Er hat die beiden Kriegsgräuere verglichen – den Krieg gegen die Kurden in dem, was man imaginär und real Kurdistan nennt und den Krieg im Kosovo: *Der Geruch des Grauens. Die humanitären Kriege in Kurdistan und im Kosovo*. Den Geruch, wir haben es schon damals beim Völkermord in Ruanda 1994 so empfunden, kann selbst das Königsmedium Fernsehen uns Modernen nicht in die Wohnstuben bringen. Allerdings wäre das eine Art vierte Dimension, die den Geruch von Massengräbern und vollgestopften Flusswehren, der angeschwemmten Leichen in Ruanda 1994, im Kosovo 1999 oder der blau angelaufenen, vom Giftgas des Saddam Hussein gemuechelten Kurden 1990 in Halabja übertragen würde. Der Autor war ganz offenbar an vielen der Orte, die er beschreibt.

Er stellt als vernünftiger Kompagnon der Friedensbewegung dar, was er erlebt hat – mit den wirklichen gemäßigten Kräften der Liga des Kosovo, der LDK. Der Soziologieprofessor Fehmi Agani – einer der besten und wichtigsten aus der Regierungsequipe von Ibrahim Rugova, mit am Tisch in Rambouillet – hatte sich einen ganzen Monat in Pristina versteckt gehalten, dann spann sich das Netz immer enger um ihn. Mit Tausenden war er im Zug zur Grenze geflüchtet. „Es gelang ihm, unerkannt zu bleiben. Doch als die Grenze geschlossen war, schickten die serbischen Truppen den Zug zurück nach Pristina. Am Bahnhof wurde Agani am 6. Mai 1999 erkannt und abgeführt. Später wurde seine Leiche gefunden. Mit ihm“, so resümiert Werner von Gent, „war wohl auch das Projekt einer kosovarischen Zivilgesellschaft endgültig aus der Welt geschafft worden. Bis zuletzt hatte er

■ Werner van Gent, *Der Geruch des Grauens. Die humanitären Kriege in Kurdistan und im Kosovo*, Zürich: Rotpunktverlag, 2000.

am Entwurf eines Buches über dieses Thema gearbeitet. Es ist zweifelhaft, ob sich heute noch jemand im Kosovo darüber Gedanken macht.“

Der Autor kritisiert die Politik und Kriegführung unserer Regierungen: Für die USA (damit auch für die Europäer) konnte die UCK trotz ihrer Drogenkontakte zum akzeptierten Verhandlungspartner aufsteigen, während der Westen bei der (kurdischen) PKK dieses Risiko nicht eingehen wollte.

■ Freimut Duve/Nenad Popovic, *Verteidigung der Zukunft. Suche im verminten Gelände*, Wien: Folio Verlag, 1999.

Eine der erfreulichsten Initiativen der letzten zehn Jahre war die Gründung einer Schriftsteller-„Gruppe 99“. Sie erblickte unter maßgeblicher Hebammenanleitung durch Nenad Popovic, Leiters des Durieux-Verlages in Zagreb, bei der Frankfurter Buchmesse 1999 das Licht der Welt. In diesem Buch des Folio-Verlages sind Texte aus allen Balkanländern vereint. Nenad Popovic hat es gemeinsam mit Freimut Duve, dem Medienbeauftragten der OSZE, herausgebracht: *Verteidigung der Zukunft. Suche im verminten Gelände*.

Die Chiffre Balkan wurde ja schon im vorvorigen Jahrhundert so benutzt wie die Araber im Nordsudan sich der Schwarzafrikaner im Süden des Landes erinnern. Als eine mindere Form, eine, die mit angeborenen Gefahren und Risiken für Leib und Leben verbunden ist. Der Balkan ist nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert, dieser Satz von Bismarck, gesprochen 1878 bei der Berliner Konferenz, die den Balkan zwischen den damaligen Großmächten Österreich-Ungarn, Russland und dem osmanischen Reich aufteilte, beschreibt genau die Verachtung der Region durch Europa.

Was dem Balkan in den Jahren 2000ff. fehlt und was am Horizont noch nicht einmal in Spurenelementen erkennbar ist, ist die Debatte über die Verwicklung in Schuld und Sühne. Alle Debatten in den nachdiktatorischen Staaten der Welt sind „sehr unterschiedlich, weil die Geschichte der Gewalt und der Verbrechen unterschiedlich ist“ (Freimut Duve).

### ■ Von der Geschichte zur Mythologie: Der Balkan

■ Misha Glenny, *The Balkans 1804-1999: Nationalism, War and the Great Powers*, London: Granta Book, 1999.

„Viele wurden Opfer der Straßenkämpfe in Sarajevo, es wurde aus allen Richtungen geschossen, auch aus kleinen Wohnhäusern und von Holzdächern herunter. Die Häuser waren so niedrig, dass es schwierig

war, sich vor den Schüssen und den Schützen in Sicherheit zu bringen“ –

Ist das ein Auszug aus den Berichten der Jahre 1993 und 1994 in Sarajevo, als die Stadt eingeschlossen und geteilt war und sich von jenseits der Miljacka die Sniper bereit hielten, auf jede Bewegung eines Menschen auf der anderen Seite zu schießen?

Weit gefehlt. Das ist ein Auszug aus dem Report, den Gustav Ritter von Trauenfest für das Kärntner Infanterieregiment im Jahre 1878 gab.

Was war geschehen? Am 3. Juli 1878 telegraphierte der Graf Andrassy – Außenminister der k.u.k. Doppelmonarchie – vom Berliner Kongress, die Administration von Bosnien und Herzegowina sei Österreich überlassen worden. Zwei Tage später wurden in Sarajevos Altstadt, der Bacarsija, alle Läden geschlossen. Christen und Juden rannten ziellos herum – in großer Furcht. Denn in türkischen Ländern – so heißt es in einem anderen Bericht – bedeutete das Schließen der Läden, dass eine große Demonstration – ja vielleicht sogar eine große Rebellion der Muslime auf dem Weg oder zumindest schon geplant war. In der Mitte des eingefriedeten Hofes der Moschee hatte jemand die grüne Flagge des Islam gehisst, die mit großem Beifall von ferne und der Nähe begrüßt und beklatscht wurde.

Das Interessante an dem fulminanten Buch des Nicht-Historikers, sondern Publizisten Misha Glenny: der Leser hat dauernd Wiedererkennung- und Aha-Erlebnisse. Immer wieder fühlt er sich in die Wochen und Monate des quälenden Bosnien-, Kroatien- und dann später des Kosovo-Krieges versetzt. Die Verhältnisse und die Mentalität dieser vielfältigen Stammes- und Religionsgruppen auf dem Balkan ähneln weiterhin denen in den Jahren vor und nach der Jahrhundertwende.

Die Gräfin Dorothea Razumowsky hat das deutsche Gegenstück zu Misha Glenny geschrieben, ähnlich kenntnisreich und mit viel Sympathie und Verständnis für die Barbaren, als die die Balkanbewohner bei uns ja gelten.

„Balkanisieren“, das ist seit 1912 /1913 ein Begriff der politisch-diplomatischen Sprache geworden, der bedeutet: „Ein Gebiet staatlich zu zersplittern und in verworrene politische Verhältnisse bringen“. Die Autorin, Korrespondentin in Prag, dann in Belgrad,



hat sich schon durch eine gediegene und luzid geschriebene Streitschrift *Chaos Jugoslawien* in der Sammlung Piper einen Namen gemacht. Jetzt legt sie die Summe dessen vor, was sie alles zum Balkan selbst erlebt und studiert hat.

Der Mann, der die Rebellion gegen die Besatzung Bosniens und die Machtübernahme durch die k.u.k. Armee anführte, war Hadzi Lojo, ein „charismatischer Verbrecher“, der die Rebellion mit ungeheurem Mut anführte, aus den Kasernen der Osmanischen Armee Waffen konfiszierte und raubte und sie dem Mob übergab. Den Widerstand und die Verteidigung von Sarajevo organisierte ganz am Anfang auch ein gerade aus dem Gefängnis entlaufener starker und charismatischer Verbrecher:

Hadzi Lojo lud einige führende Serben ein, dem Nationalkomitee zum Widerstand gegen das katholische und weströmische Habsburg beizutreten. Er forderte die Muslime und die Orthodoxen auf, der Invasion der Österreichisch-Ungarischen Truppen gemeinsam mit der Waffe entgegenzutreten.

Auch das ist typisch für diesen geopolitischen Raum „Balkan“. Es kommt je nach Interessenlage immer wieder zu den krausesten und, wenn man so will, unordentlichsten Koalitionen. Was heute unmöglich scheint – die orthodoxen Serben verbünden sich mit den Muslimen – kann morgen sehr wohl eine klare und selbstbewusst vorgetragene Option werden.

Die führenden Kroaten suchten damals Asyl in den westlichen diplomatischen Vertretungen in Sarajevo. Der Berliner Kongress hatte die Landkarte des Balkan schmerzlich verändert. Bis heute wissen wir nicht, was sich alles geändert hat. Aber die Spekulation ist nicht unerlaubt, ob es die Entscheidung des Berliner Kongresses war, die zur Ermordung des Erzherzogs Ferdinand am 28. Juni 1914 geführt hat. Das ganze 20. Jahrhundert mit seinen beiden Weltkriegen und dem Nach-Weltkrieg-Bosnien-Krieg 1992 bis 1995 wurde zum Jahrhundert Sarajevos.

Die Serben feiern weiter ihre Niederlage auf dem Amselfeld am St. Veitstag 1389 als ihren nationalen Tag. Stellen Sie sich einmal vor, wir Deutschen würden die Niederlage der Deutschordensritter gegen die von russisch-tatarischen Hilfstruppen unterstützten Polen am 15. Juli 1410 in der Schlacht bei Tan-

nenberg jedes Jahr neu feiern und dieses Datum zum Dreh- und Angelpunkt unserer Geschichte, aber auch unserer aktuellen Existenz machen? Undenkbar. In Deutschland müsste man den Ungebildeten unter den Verächtern der Geschichte auch noch erst erklären, was denn die Schlacht bei Tannenberg war!

Aber genau diese Gegenwart der Geschichte ist der Nährboden für die immer wieder aufflackernden Kämpfe, Rebellionen, ja, auch Massaker und Sniper-Gemeinheiten. Die Serben feiern als ihren Nationalfeiertag eine große verlorene Schlacht auf dem Amselfeld.

Immer wieder überrascht der Autor Misha Glenny in seinem unanständig dicken Buch mit blitzsauberen und gescheiterten Einschüben. So, wenn er nach der Besetzung Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn schreibt: Es hätte sich damals schon eine bosnische Identität bilden können. Die Flexibilität von Identitäten und Interessen der Völker, in Verbindung mit dem Einfluss der Großmächte, führte dazu, dass die Landkarte des Balkan sich je nach der Konjunktur veränderte. Eine Möglichkeit wäre ein starker Staat Bosnien gewesen, aber auch ein slowenisch-kroatischer, ebenso ein serbisch-bulgarischer, ein jugoslawischer, und wohl auch andere Kombinationen wären denkbar gewesen.

„Dasselbe aber hätte man“, so Misha Glenny beziehungsreich, „1878 über Spanien sagen können. Der Unterschied jedoch ist, dass 120 Jahre später die Konturen Spaniens relativ stabil sind, selbst wenn man die jüngsten Veränderungen an der Verfassung in Rechenschaft zieht. Auf dem Balkan gab es mehrere Staaten, die sich in Luft auflösen konnten oder deren Zukunft noch nicht unangefochtene ist.“

Das Buch lebt von den Kenntnissen des Autors, der sich schon im Kroatien- und dann auch im Bosnien-Krieg mit Berichten für BBC und auch mit einem kleinen, aber inhaltsreichen Buch zu Wort meldete: *The Fall of Yugoslavia. The Third Balkan War*, London 1992. Schon dieses Buch strotzte vor Hintergrundkenntnis, die fast allen deutschen Journalisten, aber auch dem damaligen deutschen Außenminister Hans Dietrich Genscher fehlte. Nun aber hat er, wie man im Vorwort erfährt, vier Jahre Urlaub vom Tagesjournalismus genommen und dank eines Stipendiums am Woodrow Wilson Center for Inter-

national Scholars in Washington dieses zum Zerberstenden gute und spannende Buch geschrieben.

Auch im Vergleich mit den Monographien von Noel Malcolm (*Bosnia – A short History; Kosovo – A short History*) oder dem gelungenen Versuch der Journalistin Dorothea Gräfin Razumowski (*Der Balkan, 1999*) verdient das neue Werk von Misha Glenny in den Augen des Rezensenten die größte Bewunderung. Die genannten Zeitgeschichtswerke behalten ihren großen Wert. Das alles wird überhöht von diesem neuen Buch, das zusätzlich noch zwei große Vorzüge hat: es beginnt im Jahre 1804 – mit den Jahren der serbischen Bauernaufstände, die sich dann weiter auf Bulgarien, Kroatien und Mazedonien ausbreiteten. Er läßt die graue Vorzeit ruhen, für die die Mythologien der vielen Völker sich stark machen, und die Besitztitel, Eroberungen und Siege wie ein verblödendes Gift in die Herzen und Gemüter der eben am Beginn des neuen Jahrhunderts heranwachsenden neuen Generation träufeln.

Dazu kommt der große Vorteil: Die Geschichte des untergehenden Osmanischen Reiches und der Aufstieg der Türkei spielen in dem neuen Werk von Misha Glenny eine herausragende Rolle. Und damit wird das Zeitgeschichtsgemälde erst komplett. Der unabweisable Eindruck ist: Man darf diesen Raum nicht auseinanderhauen oder mit der Axt der Brüsseler Gemeinschaft trennen.

Die Türkei gehört so integral dazu wie Griechenland, die Armenier so wie die Serben, die Kroaten wie die Albaner, die Gorani wie die Roma. Und selbst wenn die Europäische Einheit und die gemeinsame Politik noch lange auf sich warten lassen: Die Blödheiten und tragischen Irrtümer, die Schüsse und Zusammenbrüche, die Massenopfer auf den Schlachtfeldern und die Verehrung der Massenmörder (Arkan Raznjajtovic wie Hadzi Lojo) gehören mit zu unserem Erbe. Wenn Europa in die Zukunft gehen will, muss es diese Völker auf dem Stand ihrer eigenen Zivilisation abholen.

Wo bleibt das Positive, fragte ich mich seit zehn Jahren immer wieder, wenn ich auf dem Balkan war. Natürlich gibt es das, reichlich. Das metaphysische Bedürfnis von Menschen ist dort noch ausgeprägt, diese Völker bewahren etwas vom alteuropäischen Erbe, während wir uns schon in die Sphären der glo-

balisierten Computerwelt abgemeldet haben. Dahin gehört, was Misha Glenny auch festhält. Als die christlichen Könige Spaniens und Portugals 1492 die Juden verjagten und oft in Massen abschlachteten, da gab der unchristliche osmanische Sultan Bayerid II. den Juden in seinem Reiche Asyl: Sie konnten sich in diesen Ländern immer besser entfalten als in Westeuropa, von Osteuropa zu schweigen. Bis heute künden die Juden das Lob ihrer Heimat in Saloniki wie Sarajevo, auch wenn viele auf Grund des Naziver-nichtungsterrors von dort fliehen mussten.

Dieses Buch hat alle Vor- und Nachteile einer wissenschaftlichen Veröffentlichung. Die Vorteile überwiegen. Es ist erfreulich unakademisch, wenn der junge Autor im Vorwort erwähnt, er habe diese Doktorarbeit geschrieben „Im Andenken an meinen Großvater Slavko, der zeit seines Lebens ein dalmatinischer *tezak*, ein Landarbeiter und Fischer war. Es ist zum großen Teil die Geschichte der Lebensumstände seiner Jugend und vieler anderer seiner Generation im Dalmatien nach dem ersten Weltkrieg, von der im Buch berichtet wird.“

Das Buch ist trotz seiner ganz wissenschaftlichen Akkuratessse und Gliederung eine für den Liebhaber des Raumes ungeheuer spannende Publikation. Denn die Rätsel sind ja durch die Kriege in Kroatien, Bosnien und Kosovo alle nicht aufgelöst. So bewegt den Autor die Vorfrage, wie es denn zu dem Zusammengehen der drei Staatsnationen Slowenen, Kroaten, Serben nach dem Ersten Weltkrieg und nach Versailles kommen konnte, und auf Grund wessen das denn alles wieder zusammenbrach.

Auf jeden Fall beginnt der Autor überraschend mit einem Zitat aus dem Reiseführer des „Landesverbandes zur Hebung des Fremdenverkehrs im Königreich Dalmatien“ von 1914. Die Habsburger Zeit ging rapide zu Ende und die südslawische Idee hatte Konjunktur. Anfangs ging es nach 1918 noch alles gut, zumal sich Kroaten und Serben irgendwie verständigt hatten. Doch dann nahmen die Überfremdungs- und Überlagerungstendenzen Belgrads und des serbischen Unitarismus soweit zu, dass dem Reisenden 1929 im *Baedeker* geraten wurde, dem nach dem Kriege gesteigerten Nationalgefühl Rechnung zu tragen, besonders in politischen Gesprächen.

■ Aleksandar Jakir,  
*Dalmatien zwischen den  
Weltkriegen. Agrarische und  
urbane Lebenswelt und das  
Scheitern der jugoslawischen  
Integration*, München:  
R. Oldenbourg Verlag, 1999,  
534 S.

Später hat dann die marxistische Geschichtsschreibung im Jugoslawien Titos das jugoslawische Bürgertum, also die Bourgeoisie und ihre Profitinteressen, für das Scheitern des Versuches eines *jugoslovenstvo*, einer einzigen Staatsbürgerschaft und eines gemeinsamen Nationalbewusstseins, verantwortlich gemacht.

Aleksandar Jakir resümiert: „Der Wunsch, eine Nation sein zu wollen, wurde niemals von relevanten gesellschaftlichen Kräften artikuliert. Im Prozess der modernen südslawischen Nationsbildung von traditioneller Interethnizität zur modernen nationalen Exklusivität existierten durchgehend verschiedene miteinander konkurrierende Nationsentwürfe nebeneinander.“

Der Jugoslawismus konnte die exklusiv slowenische, kroatische oder serbische Identität auf Dauer weder transformieren noch ersetzen. Der wichtigste Grund seien die politischen Realitäten, meint der Autor: Angesichts der Krisenhaftigkeit sowohl des ersten wie des zweiten jugoslawischen Staates bot eine „jugoslawische Identität keine anziehende Perspektive für die große Mehrheit der Bevölkerung“.

### ■ **Der Kosovo und ein humanitärer Krieg**

■ Wolfgang Petritsch/  
Karl Kasar/Robert Pichler,  
*Kosovo/Kosova – Mythen,  
Daten, Fakten*, (Dazu der  
vollständige Text des Interim  
Agreement for Peace and  
Self-Government in Kosovo,  
Rambouillet, 23. February  
1999), Klagenfurt: Wieser  
Verlag, 1999, 363 S.

Kurz vor dem vielleicht dramatischsten Ereignis in der Geschichte Europas nach 1945, am 22. März 1999 gegen 17 Uhr, treffen die drei Chefunterhändler der Kosovo-Verhandlungen von Rambouillet (der Österreicher Wolfgang Petritsch, der US-Botschafter Christopher Hill und der Russe Majowski) mit dem jugoslawischen Präsidenten Slobodan Milosevic zusammen. Die eineinhalbstündige Sitzung findet im „Beli Dvor“, dem Sitz von Milosevic statt. Vor genau diesem Gebäude werden sieben Monate später Demonstranten gegen Milosevic von der Spezialpolizei zusammengeschlagen bei dem Versuch, Milosevic zu stürzen.

Petritsch, so heißt es am Schluss dieser umfangreichen Geschichte des Kosovo/Kosova, sagte zu Milosevic, er habe am Vortag in Paris den österreichischen Schriftsteller Peter Handke getroffen: Handke habe seine Hoffnung ausgedrückt, dass die Sitzung, die jetzt gerade am 22. März 1999 beginnt, „die NATO verhindern helfen“ würde.

Es kommt dann noch um 19 Uhr zu dem unwiderfürlich letzten Versuch des US-Vermittlers Richard Holbrooke, dann am nächsten Morgen kann Holbrooke nur das Scheitern seiner Mission ausdrücken. Gegen Petritsch treffen im serbischen Staatsfernsehen Morddrohungen ein, er muss das Land ebenfalls verlassen. Am 23. März beginnt um 19 Uhr die quälend lange Periode der 78 Tage dauernden NATO-Luftschläge gegen Ziele in Serbien, Montenegro und im Kosovo. Damit endet das Buch – es enthält für den Zeitgenossen aber den gesamten Text des Rambouillet-Abkommens samt den Anhängen, so dass er sich selbst ein Bild von den gegenseitigen Hass- und Gunst-Verschwörungen machen kann.

Nicht auszudenken, Rambouillet wäre mit der selben Kraft durchgesetzt worden wie Dayton. Das aber, so macht es der vorsichtige Diplomat Petritsch deutlich, war nicht so. Die USA redeten und regierten als eigensinnige Weltmacht in das Geschäft der Europäer hinein. Und wie toll diese ein Konklave organisieren können, indem sie vorher nicht einmal die Handys requirieren..., darüber sagt das gediegene Buch alles, was jetzt schon zu sagen ist.

Das mit Karten, Faksimiles und Photos prächtig ausgestattete Buch ist für den Zeitgenossen eine Fundgrube. Im ersten Teil behandelt es die Zeit von 1284 bis 1913, im zweiten Teil geht es um die wechselvolle Geschichte der Region im jugoslawisch-serbischen Königreich bis zu und bis nach Tito. Der dritte Teil behandelt die aktuelle Kosovo-Krise bis zur Konferenz von Paris-Rambouillet. Die Hoffnung kam noch einmal auf, wie in Dayton für Bosnien würde eine Art Klausurkonferenz die Kriegsparteien zu einem zähneknirschend akzeptierten Frieden verpflichten.

Das Buch lässt den Leser in manchen zeitgeschichtlichen Passagen fassungslos zurück. Das Misstrauen zwischen Albanern und Serben sitzt so tief, dass die kleinste Affäre zu einer Riesengeschichte aufgeblasen werden kann. So der „Fall Martinovic“: Da war am 1. Mai 1985 ein 56 Jahre alter serbischer Bauer aus einem Dorf bei Gjilan ins Hospital eingeliefert worden. Und ganz Serbien stand Kopf. Diesem Bauern mussten Reste einer zersplitterten Bierflasche aus dem Anus entfernt werden. Die Geschichte war wochenlang Nummer eins in den Belgrader

Medien. Der Mann sei von Albanern missbraucht worden. Der Fall wurde nie aufgeklärt. Martinovic war wohl homosexuell, sein Unfall auf eigene Dummheit zurückzuführen. Aber die nationalistische Welle tobte: so konnte ein Jahr später ein Buch erscheinen: *Der Fall Martinovic*, 485 Seiten, es fand reißenden Absatz.

Aus der Rückschau wird man lesend ein bisschen nostalgisch: Die Zeit unter Ibrahim Rugova war schon die Zeit, in der die Kosovaren der Welt ein Bild disziplinierter Einigkeit boten. Das Buch beschreibt, wie fleißig die auf Gewaltlosigkeit schwörenden Kosovaren unter der Führung Rugovas einen Schattenstaat aufbauten, eine Parallel-Universität, einen Parallel-Unterricht, worüber die Welt immer noch staunt. Ein Beobachter sagte damals, der Kosovo sei die „beste NGO der Welt“.

Der Leser hat Gelegenheit zu erleben, wie stark selbst zur Jahrtausendwende noch geschichtliche Mythen und wie wenig Rationalität eine Rolle spielen.

Dazu passt die Geschichte, die Dorothea Razumowsky erzählt und die hier als Appetithappen zur Lektüre ihres glänzend geschriebenen Buches *Der Balkan. Geschichte und Politik seit Alexander dem Großen* dienen soll. Das Buch bietet eine vorzügliche Einführung für den nicht historiographisch, sondern politisch interessierten Leser. Das Motto des Buches gibt das Bedürfnis einer großen Leser-Öffentlichkeit wieder: „Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist“ – Goethe 1826. Das Buch ist entstanden aus einer Wut über die Besinnungslosigkeit, mit der das geographische und politische Epitheton Balkan immer wieder zu Lasten der Völker dieses großen südostmitteleuropäischen Raumes benutzt und missbraucht wurde.

Balkan, so schreibt die kundige Autorin, bedeute spätestens seit den beiden Balkankriegen 1912 und 1913: „ein Gebiet staatlich zu zersplittern und in verworrene politische Verhältnisse zu bringen, wie der Große Duden uns belehrt.“ Und der Bewohner dieser zerklüfteten Bergregion, also der Balkaner oder gar „Balkanese“ ist, wie die Autorin sarkastisch schreibt, „grundsätzlich ein Barbar“. Mit der Ausnahme natürlich genau jenes einen, den man zufällig persönlich kennt und der anständig, menschlich, humanistisch gebildet und eben kein Barbar ist.

■ Dorothea Razumowsky, *Der Balkan. Geschichte und Politik seit Alexander dem Großen*, München: Piper, 1999, 421 S.

Die Ungerechtigkeit beginnt mit der Selbstgerechtigkeit der West- und Mitteleuropäer. Wir fragen uns eben nicht, ob diese Völker und Staaten sich selber aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft in diese verworrenen, eben balkanischen Verhältnisse gebracht haben oder aber „von den drei zerfallenden Großreichen auseinandergerissen und in ihren Einzelteilen in den Strudel einer allen gemeinsamen Höllenfahrt hineingezogen worden sind“.

Meinungen, die sich nicht fest an die Fahnenstangen angeblich historisch begründeter Bewertungen klammerten „wie der Betrunkene an den Laternenpfahl“, sind dann auch in der zeitgenössischen Debatte wenig bis gar nicht gefragt. Und die Insiderin Razumowsky berichtet von den Gepflogenheiten des deutschen Auswärtigen Amtes:

„Die Berichte der Diplomaten vor Ort wurden in Bonn nur dann noch gelesen, wenn sie den einmal eingeschlagenen Kurs bestätigten, Botschafter wurden im Auswärtigen Amt höheren Orts nur dann noch empfangen, wenn die Botschaft, die sie brachten, ins vorgefasste Konzept hineinpassen wollte.“

Sie hat mit dem Buch eine klare Position zu den militärischen Eingriffen der NATO sowohl in Bosnien als auch im Kosovo, mit der der Leser (wie auch ich als Autor dieser Rezension) nicht übereinstimmen muss, die aber nie dumm und einfältig sind, bezogen.

Sie zitiert zu dem sogenannten humanitären Krieg im Kosovo Clausewitzens *Vom Kriege*: „In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten“. Ein Krieg mit dem erklärten Ziel, „den Feind niederzuwerfen“, ihn „wehrlos zu machen“ und „zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen“, kann keine guten Folgen haben.

Die Autorin berücksichtigt nicht die in zehn Jahren aufgestaute Verzweiflung über die Kriege und Vertreibungen, Massenmorde und Vergewaltigungen aller Art gegenüber den Kroaten, den Muslimen in Bosnien, dann auch noch den Kosovaren, die dazu geführt haben, dass die Allianz ja – eben nicht in einen richtigen, sondern nur halb richtigen Krieg eintrat. Früher wohl hatte man geglaubt, dass ein halber Krieg so unmöglich sei wie eine halbe Schwangerschaft. Der Kosovo aber hat es bewiesen: Wir alle



wurden elf Wochen lang (78 Tage!) Zeugen eines nicht richtig geführten Krieges, sondern einer Nachtoperation mit begrenzter Zielreichweite und aus der Luft-Höhe von 5000 Metern. Denn er wurde aus weiter Ferne, aus dem italienischen Aviano und von Flugzeugträgern aus der Adria mit Flugzeugen geführt, die auch bestimmte, begrenzte, manchmal sehr umstrittene Ziele anfliegen sollten. Die Autorin plädiert mit dem deutschen Bundespräsidenten Roman Herzog dafür, die „Anarchie der nationalstaatlichen Interessenpolitik hinter uns zu lassen“.

Sie hat in stilsicheren Miniaturen die Geschichte des Raumes aufgeblättert: „von der Blüte Athens bis zur Makedonischen Ernte“, die Wege des Römischen Weltreiches an den Gestaden der Adria und Ägäis, die Entwicklung des zweiten Rom, die Mönche Bogumil und Franziskus, deren Taten immer noch im Bindegewebe zum Beispiel Bosniens und Kroatiens erkennbar sind. Sie greift auch auf die eher vernachlässigten Balkanstaaten aus: Rumänien und Bulgarien, die immer schon dazu gehören, und entblättert den Mythos des Dracula. Am Ende steht eines der eindringlichsten Kapitel unter dem Titel: „Die ewig ungelöste albanische Frage“. In diesem Kapitel findet sich auch diese Episode, die dem Leser ob ihrer bunten Irrwitzigkeit den Atem nimmt:

Leka war der Sohn des albanischen Königs Zogu, der kurz vor der Landung der italienischen Truppen Mussolinis Albanien in Richtung Griechenland verlassen konnte. 1961 erklärte sich Leka nach dem Tode seines Vaters zum König aller Albaner. Nach Francos Tod übersiedelte er nach Spanien. Dort holte sich der über zwei Meter große Leka den burmesischen Exilprinzen Khemwong aus Thailand, den er zu seinem Militärberater und Major der königlich albanischen Armee ernannte. 1978 wurde es dem spanischen König zu bunt. Er stellte dem königlichen Kollegen eine Air Iberia DC 10 zur Verfügung und schaffte sie nach Rhodesien. Kaum war er dort angekommen, wurde das Land Zimbabwe und unabhängig. Leka zog nach Südafrika. Als Ceausescu ermordet wurde, konnte Leka in Südafrika nicht mehr gehalten werden. Er beherzigte, so die Autorin, das balkanische Sprichwort: Man solle sich schon einmal einseifen, wenn der Nachbar sich rasiert. Bald jedenfalls konnte man den ungekrönten König der

Albaner zwischen all den Flüchtlingen sehen, die aus ihrem Albanien am Ende der kommunistischen Diktatur und Wahn herrschaft flohen.

Eines der wertvollsten und profundesten Bücher über den Balkan legt der Leipziger Universitätsverlag vor. Es ist posthum erschienen: Walter Markov, der renommierte Historiker der Französischen Revolution, hat es der Nachwelt hinterlassen unter dem Titel *Grundzüge der Balkandiplomatie. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse*. Das Buch ist 1999 von Fritz Klein und der Frau Walter Markovs, Irene Markov, herausgebracht worden. Es ist eigentlich fünfzig Jahre alt, war es doch die Habilitationsschrift des 40-jährigen Leipziger Historikers. Markov waren immer wieder die handwerklichen Schwächen des Buches bewusst, weshalb er sich zu Lebzeiten nicht zur Veröffentlichung entschloss.

Das Buch bietet eine solche Fülle von intimer Kenntnis der Literatur, auch der serbischen und serbokroatischen, dass es künftig nicht mehr wird übersehen werden können.

Die Darstellung Walter Markovs beginnt mit dem Balkan vor 1878, also vor dem Berliner Kongress, der den Raum zu ordnen versuchte, aber selbst unter der verächtlichen Devise stand: Der Balkan ist nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert.

Der Autor behandelt den Krimkrieg, die Zeit zwischen dem Pariser und dem Berliner Kongress, die Balkankrise 1875 bis 1878 und die Befreiung Bulgariens.

Dann geht es im ersten Hauptteil um die Zeit bis kurz vor dem ersten Weltkrieg, im zweiten um die Zeit vom Balkankrieg 1912 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges und die Aufhebung sämtlicher Irredenta. Schließlich die Entwicklung der Verhältnisse auf dem Balkan bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Das Buch ist sprachlich auf einem hohen, ja exquisiten Niveau geschrieben, man genießt es als Leser, wieder einen Text zu lesen, der so ausgeruht daher kommt. Es blitzt auch immer wieder von markanten zeitgeschichtlichen Definitionen und Erkenntnissen.

So schreibt Markov: „Der Balkan identifizierte jede Minderheit bis zum Erweis des Gegenteils als Staatsfeind. Die nationale Minderheit traf dies am unmittelbarsten. Die Grade der Unterdrückung wech-

■ Walter Markov, *Grundzüge der Balkandiplomatie. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 1999.

selten, wo es sich um unbedeutende Splitter wie die Slowaken, die Juden, Zigeuner und teilweise auch die Deutschen handelte“. „Aber dort“, so fügt der Autor hinzu, „wo kompakte Minderheiten wohnten, beschnitt man ihnen nicht nur, wie den Ungarn in Jugoslawien und Rumänien, das Recht auf eine kulturelle Autonomie, sondern leugnete bei den größten Gruppen das Vorhandensein einer Minderheit. So hat z. B. Griechenland die Nationalität der Albaner und Mazedonier auf seinem Territorium nicht anerkannt. Auf jugoslawischen Atlanten figurierten die Albaner als arnautisierte Serben, serbisch: *poarnauceni Srbi*. Die Serben, die Kroaten und die Slowenen vereinigte man einfach zum jugoslawischen Staatsvolk, auch die Mazedonier tat man kurzerhand in diesen Topf.“

Wenn man gar nicht mehr weiterkommt, ignoriert man, sagt einfach: Es gibt die oder jene nicht. Oder, wie das Belgrad noch jüngst bei der Konferenz von Rambouillet (Februar bis März 1999) tat, indem es die Konferenz zu einer Zirkusvorstellung gerinnen ließ, denn in seiner Delegation hatten nun alle Platz, die Juden, die Ägypter, die Roma, die Gorani usw.

Wenn ein jugoslawischer Polizeiminister meinte, er könne die mazedonische Frage durch Verneinung einfach eliminieren, so hatte er sich schwer geirrt. Markov: „Fragen, die man ignoriert, sind niemals zu lösen.“

Die balkanischen politischen Klassen waren überzeugt, so Markov, dass sie von Europa die parlamentarische Demokratie als die handlichste Form einer Staatsführung übernommen hatten, mit der sie ein Unterdrückungsinstrument auf Kredit bekämen.

Für den, der handlicher und schneller etwas Gediegenes über den Kosovo-Krieg, seine Vorgeschichte und die aktuelle nachbebende Geschichte erfahren will, sollte zu dem Buch des FAZ-Korrespondenten Matthias Rüb greifen, des fleißigsten und genauesten aller Reporter auf dem Balkan. Schon längst sollte er in Afrika als Berichterstatter sein, aber die Kompetenz, die sechs Jahre Reporter-dasein auf dem Balkan anhäuft, kann man nicht so schnell ersetzen. Rüb hat sich durch seine Uner-schrockenheit, mit der er alle Felder der Konflikte in Bosnien wie im Kosovo immer wieder buchstäblich mit dem eigenen Auto abgefahren ist, einen guten

Namen gemacht. Er schildert mit luzider Genauigkeit den Aufstieg des Slobodan Milosevic, dann die Herrschaft des ersten Pazifisten-Präsidenten des Kosovo mit Namen Ibrahim Rugova.

Das Kapitel über die „Entstehung der UCK“ bleibt eines der historiographisch wichtigsten, da Matthias Rüb der einzige ist, der sich wirklich auch von Anfang an in den Innereien dieser notorisch schlecht organisierten sogenannten Befreiungsbewegung auskannte. „Sogenannt“ sage ich, weil man darauf bestehen muss, dass Befreiungsbewegung ein Ehrentitel ist, den man sich durch Schonung der eigenen Bevölkerung erwirbt. Und genau das hat die UCK sträflich vernachlässigt. Die Einrichtung einer *liberated area* ohne die Garantie eines Korridors nach Albanien war nicht nur tollkühn, sondern für die Bevölkerung der Hauptstadt dieser Zone, Malisevo, und vieler Dörfer der Umgebung todesriskant.

Rüb hat ein anderes Urteil zu dem Nato-Luftkrieg gegen Serbien und Montenegro: „Nach einem Kompromissfrieden mit der NATO, so war das Kalkül Belgrads, hätte Belgrad die Kontrolle über das Kosovo behalten können. Im Ergebnis wäre das zu 90 Prozent albanisch geprägte Kosovo zu einem wahrhaft serbischen Land geworden. Die meisten Albaner wären dauerhaft verjagt geblieben. Nicht umsonst wurden bei der Vertreibung möglichst viele Spuren der Existenz der Albaner ausgelöscht. Personaldokumente und Autokennzeichen wurden vernichtet, Akten in Kataster- und Standesämtern zerstört. Schon während des Krieges war in der serbischen Propaganda das Argument zu hören, es seien gar nicht so viele Kosovo-Albaner aus dem Kosovo geflohen, wie in den westlichen Medien behauptet worden war.“

Rüb meint, die These, der Westen habe in dem Konflikt nicht alle politischen und diplomatischen Möglichkeiten ausgeschöpft, lasse sich nicht belegen. Der Vertragsentwurf von Rambouillet, den ja auch Russland mitrug, war ein faires Kompromissangebot an Albaner und Serben. Er beinhaltete unter anderem eine Garantie für die territoriale Integrität Jugoslawiens und Serbiens.“

So ist der Vorhang über den Kosovo heruntergegangen – wie schon vorher über Bosnien, das ein Monstrum an Staatlichkeit blieb mit mindestens zwei

staatlichen „Entitäten“ – aber alle Fragen sind ungelöst. Wird es je in unserer Lebenszeit einmal eine beherzte Treuhandregierung in der Welt der UNO und der UNO-Töchter (UNHCR, UNDP, UNICEF) geben? *Valde dubito.*

Das Manuskript wurde am 23. 4. 2000 abgeschlossen.